

Zur salzburgischen Literatur.

Bühler Adolf, Salzburg und seine Fürsten. Ein Rundgang durch die Stadt und ihre Geschichte. 3. Auflage (Bad Reichenhall, H. Bühlers Verlag 1910, VI u. 292 S.).

Von kundiger Hand berichtigt und ergänzt erscheint dieses beliebte, 1873 verfaßte Büchlein in dritter Auflage. Der Grundton des Werkes ist beibehalten; nur da und dort ist er etwas tiefer gestimmt, wo die vorgeschrittene Erkenntnis historischer Ereignisse eine Änderung des Urteils nötig machten. Leider sind Verbesserungen aber nicht allerorts, wo es nötig wäre, zu bemerken, wohl weil der wahrscheinlich in München lebende Neubearbeiter doch über zu wenig örtliche Kenntnis von Salzburg verfügt und für manche Partien, wie die statistischen Angaben, das Material wohl schwer beschaffen konnte. Es würde hier zu weit führen, alle nur den älteren Auflagen unkontrolliert entnommenen Angaben richtig zu stellen. Nur über einige historische Daten möge zu gunsten einer künftigen Auflage ein Wort gesagt werden. Rupert kann unmöglich drei Jahrzehnte, sondern höchstens etwas mehr als eines in Salzburg gewirkt haben (S. 32); daß die erste Vorsteherin des Klosters Nonnberg seine Schwester war (S. 51), behauptet erst eine spätere Legende; Abt Johann Rozzes von St. Peter war sicher nicht identisch mit dem als „Mönch von Salzburg“ bekannten Dichter (S. 33); an der Gefangenschaft Erzbischof Albalberts in Hohenwerfen 1198 dürften kaum die Reichenhaller Schuld gewesen sein (S. 75); die Sache ist noch ungeklärt; der Bauernführer Gruber hat 1525 in Schladming nicht 32 Edelleute, sondern ebensoviele gemeine, entmenschte Söldner enthaupten lassen (S. 89); Wolf Dietrich saß nicht in den Fürstenzimmern auf Hohen Salzburg gefangen (S. 106); der Baumeister des Chores der Franziskanerkirche heißt Stett-

hamer (S. 155); Eberhard II. erhebt nicht das Kloster Herrenchiemsee zum Bistum (S. 211), sondern gründet ein Bistum, dem er den Namen Chiemsee gab; Theophrast Paracelsus verbringt nicht die letzten Lebensjahre in Salzburg, sondern einige Monate des Jahres 1541 (S. 271); die Fresken an der Pferdeschwemme vor dem Reutor sind noch nicht restauriert (S. 142).

Was an dem Buche schließlich noch besonders gelobt zu werden verdient, ist das energische Auftreten des Bearbeiters für den Schutz baulicher Altertümer und der herbe Tadel über stilwidrige Neubauten.

H. Widmann.

W. Fred, „Salzburg“. (Die Kultur. Sammlung illustrierter Einzelbarstellungen. Herausgegeben von Cornelius Gurlitt, 22. Band). Berlin, Marquardt u. Co. 1910. 54 S. Oktav.

Ein nettes Büchlein mit trefflichen Illustrationen! Es zeugt von warmer Liebe zum schönen Salzburg und ist recht geistreich geschrieben, nur daß die Geschichtskenntnisse des Verfassers nicht so groß sind, wie seine Phantasie; da aber Leute, die aus dieser feuilletonistischen Eintagsfliege Geschichte lernen wollen, kaum zu finden sein dürften, ist eine Verbesserung der historischen Irrtümer überflüssig. Der Schluß des Büchleins, der das Leben und Treiben in der „Halle“ eines modernen Hotels zum Vorwurfe hat, ist so albern, daß man recht froh ist, am Ende zu sein.

H. Widmann.

Paul Buberl, Über einige Werke der Salzburger Buchmalerei des XI. Jahrhunderts (SM. aus dem kunstgeschichtlichen Jahrbuch der k. k. Zentralkommission 1907). 60 S., 2 Tafeln und 24 Abbild. im Text.

Derselbe, Die romanischen Wandmalereien im Kloster Nonnberg in Salzburg (SM. wie oben 1909). 74 S., 14 Tafeln und 37 Abbild. im Text.

Beide Arbeiten stehen im engsten Zusammenhang. Buchmalerei und monumentale Malerei dürfen bei der wissenschaftlichen Untersuchung nicht von einander getrennt werden, wie es oft geschehen ist, indem man die Miniaturmalerei als alleinige Trägerin der Entwicklung der mittelalterlichen Malerei ansah. „Wie es im Mittelalter mehr Steinmeße gegeben haben muß als Beinschnitzer, so auch sicher mehr Wandmaler als Büchermaler“. Die vorhandenen Reste der frühmittelalterlichen Wandmalereien sind so spärlich und so zufällig, daß es nicht möglich ist, aus einem Vergleiche derselben untereinander zu gesicherten Resultaten über Ent-

stehungszeit und Stilherkunft zu gelangen. Da muß eben die Buchmalerei das Vergleichsmaterial an die Hand geben.

In der erstgenannten Abhandlung untersucht B. das Perikopenbuch von St. Peter, dessen Verfertiger sich Custos Perhtold nennt, ein Admonter Evangeliar saec. X, das von der gleichen Hand illuminiert wurde, dann Cod. 805 der Grazer Universitätsbibliothek von einem Schüler Perhtolds. Alle drei Werke sind um 1070 in Salzburg entstanden, wobei es fraglich ist, ob hier eine Originalschule oder ein Ableger von Regensburg war. Desgleichen gehört auch das Perikopenbuch Elm. 15713 Cim. 179 in München in diese Gruppe. Das Ergebnis dieser muster-giltigen Untersuchungen ist der Nachweis, daß der byzantinische Stil nicht erst im XII. Jahrhundert, sondern schon in der im XI. Jahrhundert in Salzburg blühenden Malerschule durchgedrungen ist.

Mit hiedurch geschärftem Auge konnte also B. an die Untersuchung der Wandmalereien in der Turnhalle der Stiftskirche Nonnberg gehen, die seit 1857 fast ununterbrochenes Interesse, aber auch die differierendsten Urteile erfuhren. Eine eingehende Beschreibung in technischer und ikonographischer Hinsicht ermöglicht die Gewinnung wichtiger Anhaltspunkte für die Datierung. Stilistische und baugeschichtliche Momente ergeben die Mitte des XII. Jahrhunderts, etwa 1140—1150 als Entstehungszeit. Die Vergleiche mit griechischen Wandmalereien aus dem XI. Jahrhundert zeigen frappante Übereinstimmungen mit Details in unseren Malereien. Damit ist auch die Stilherkunft gegeben. Wir müssen es uns hier Raum mangels halber versagen, näher auf diese vortreffliche, außerordentlich gründliche und für die Salzburger Kunstgeschichte des Mittelalters überaus wertvolle Abhandlung einzugehen.¹⁾ M.

Karl Kovac, Die Verzeichnisse des Lyoner Kreuzzugszehnten aus der Erzdiözese Salzburg (Quellenstudien aus dem Historischen Seminar der Universität Innsbruck, herausgegeben von Wilh. Erben. II. S. 79—107). Innsbruck 1910.

Der Verfasser prüft mit viel Geschick die Angaben des von W. Hauthaler im Borromäumsprogramm 1883 herausgegebenen Libellus decimationis von 1285 nach. Von besonderem Wert sind K.s Richtigstellungen über den Kollektor Miron von Riccardis und den Subkollektor Friedrich von Moggio. Nach einer eingehenden vergleichenden Untersuchung der vorhandenen gleichzeitigen päpstlichen Zehntverzeichnisse kommt K. zu dem Ergebnis, daß der Libellus nicht von dem Generalkollektor Miron, dem Salzburg, Prag, Olmütz, Eichstädt und Bamberg zugeteilt

¹⁾ Näheres hierüber „Salzburger Volksblatt“ Nr. 53 vom 7. März 1910.

waren, verfaßt ist, sondern von einem seiner Subkollektoren, und zwar nicht von Heinrich von Admont, der auch dieses Amt bekleidete, sondern von seinem Kollegen, dem Abte Friedrich von Moggio, wahrscheinlich 1283.

M.

Sibermayr Ignaz, Die Tätigkeit des päpstlichen Generalkollektors Antonius de Latiofis de Forlivio in der Kirchenprovinz Salzburg. 1452—1453. Ein Beitrag zur Geschichte der Verkündigung des Jubelablasses durch den Kardinallegaten Nikolaus Cusanus. (Festgabe für Hermann Grauert, München 1910, S. 132—146.)

Die auf den großen Konzilien des fünfzehnten Jahrhunderts beschlossenen Reformen in der Kirche sollten in den einzelnen Diözesen durch Provinzialsynoden durchgeführt werden. Auch in Salzburg tagte 1451 eine solche Synode unter dem Voritze des berühmten Nikolaus von Kues. Dieser benützte die Versammlung auch um die Bestimmungen zur Gewinnung des Jubelablasses bekannt zu geben, den Nikolaus V., der große Renaissancepapst, für 1450 in Rom ausgeschrieben, dann für ein weiteres Jahr auch dem Erzsprengel Salzburg, Bayern und andern Teilen Deutschlands verliehen hatte. Der Papst hatte dabei außer dem Seelenheile der Bewohner dieser Gegenden auch seine Kasse im Auge, da der Ablass nicht bloß durch Gebete und Kirchenbesuch, sondern auch durch ein Almosen für den heiligen Stuhl gewonnen werden mußte. Um die Bischöfe desto eifriger zur Verkündigung des Ablasses zu machen, überließ er ihnen die Hälfte des eingegangenen Geldes zu frommen Zwecken, wie Kirchenbau, Unterstützung der Armen u. dgl. Wie schon in früheren Zeiten wurden Ablasssammler (Kollektoren) bestellt, von denen ein Generalkollektor die Gelder übernehmen sollte. Der Kollektor für die Salzburger Kirchenprovinz war der Domdechant Burchard von Passau, dem wieder Subkollektoren unterstanden, für Salzburg selbst der Dompropst Sigmund von Volkersdorf. Über alle wurde der Beamte der apostolischen Kammer Antonius de Latiofis als Generalkollektor gestellt. Er erschien bald nach der Bestellung in Deutschland und zwar zunächst in Salzburg, wo er die hier und in Passau eingelaufenen und hieher gebrachten Beträge erhob. Aus den zwei im Hause des Dompropstes Sigmund vorgenommenen Rechnungsabschlüssen erfahren wir, daß die der Kurie zustehende Hälfte das erstemal 1059 Wiener Pfund, 1 Schilling, 10 Pfennige, sowie 433 (ungarische) Dukaten und 549½ rheinische (Gold)gulden betrug, wozu die vom 3. bis 26. Jänner eingelaufenen Opfergaben 94½ Wiener Pfund, 58½ Dukaten und 70 rheinische Gulden hinzugerechnet wurden. Die zweite Rechnung betrifft die im Dome zu Salzburg eingegangenen und

aus den Archidiafonaten Ober- und Unterkärnten in Friesach und Gmünd gesammelten Gelder im Betrage von 657 Dukaten, 135 rheinische Gulden und 72 Wiener Pfennige. „Im ganzen floß also an Ablassgeldern aus Stadt und Diözese Salzburg nach Rom mindestens die Summe von 1148½ Dukaten, 754½ rheinische Gulden, 1153½ Pfund, 1 Schilling und 82 Pfennige Wiener Münze“. Noch eine Rechnung bezeugt den Empfang von 118 Dukaten und 5 rheinischen Gulden, die im Auftrage Eusanus' strafweise von Simonisten eingehoben und dem Generalkollektor überwiesen wurden. Leider fehlt es an Mitteln, den ganzen Ertrag des Ablassgeldes für Deutschland festzustellen, aber wenn man die alleinige Leistung Salzburgs, das wohl nicht das reichste deutsche Land war, betrachtet, so darf man sich über die Klagen eines Gregor von Heimbürg oder des Minoriten Matthias Döring über den Abfluß des deutschen Geldes nach Rom nicht wundern, selbst wenn Gregors Angabe, es hätte die Summe von 200.000 Gulden überstiegen, nicht ganz richtig wäre. Wenn freilich der Verfasser dagegen polemisiert und die Ablasspraxis Nikolaus V. im Vergleiche mit der früherer Päpste, die alle Almosen für sich allein forderten, eine milde nennt, so mag er von seinem Standpunkt aus Recht haben. Dem Eusanus selbst können keine Vorwürfe wegen des Ablasses gemacht werden, da er sich dabei ganz korrekt verhielt — bedenklicher für das Wesen der Geistlichkeit ist, daß er den Beichtvätern verbieten mußte, von den Beichtenden Geld zu fordern und ihnen lieber eine Entschädigung aus den Ablassgeldern versprach. Der auf zahlreiche Archivalien gestützten Abhandlung sind zwei Urkundenabdrücke, die päpstliche Ernennung des Antonius de Latiofis zum Generalkollektor und die Quittung dieses an den Dompropst von Salzburg vom 27. Jänner 1452 beigegeben.

H. Widmann.

Hübner Karl, Die Provinzialsynoden im Erzbistum Salzburg bis zum Ende des XV. Jahrhunderts.

Derfelbe, Die salzburgischen Archidiafonalsynoden. (Deutsche Geschichtsblätter, herausgegeben von A. Tille X. 187—236 und XI. 251—269.)

Der Verfasser hat sich schon durch die in den Mitteilungen der Gesellschaft Band XLV (1905) gedruckte Abhandlung „Die Archidiafonats-Einteilung in der ehemaligen Diözese Salzburg“ als gewissenhafter Forscher erwiesen. Wie die genannte beschäftigen sich auch die vorliegenden zwei Studien mit zwei Kapiteln der salzburgischen Kirchengeschichte, die alle Aufmerksamkeit verdienen, die aber noch nicht genügend in ihren Beziehungen zur Zeitlage, zu den herrschenden Ideen und zu den tat-

fächlichen Zuständen in der Diözese erforscht waren. Gübner hat auf Grund eingehender Studien die Reihenfolge, die Art und Weise der Abhaltung und die Resultate der Synoden in angenehmer lesbarer Weise zusammengestellt und damit auch einen Einblick in die kirchliche Politik des geistlichen Staates Salzburg eröffnet, der auch für die Erkenntnis der politischen Entwicklung wertvoll ist. Ohne näher auf Einzelnes einzugehen sei nur bemerkt, daß die Reihe der Provinzialkonzilien mit 800 (Synode zu Reissbach) beginnt und bis 1512 wenigstens dreißig abgehalten wurden, während die Archidiaconalsynoden, über die naturgemäß die Nachrichten spärlicher sind, seit dem 13. Jahrhundert erwähnt, aber erst seit dem 15. deutlicher erkennbar sind. Wir möchten nur den Wunsch aussprechen, auch die nachreformatorischen Synoden ähnlich behandelt und deren wirkliche Resultate erforscht zu sehen, da deren Beschlüsse noch viel tiefer ins Leben des Klerus und des Volkes eingriffen, als die der früheren Zeit.

H. Widmann.

Regesta pontificum Romanorum iubente regia societate Gottingensi congressit Paulus Fridolinus Kehr. *Germania pontificia* Vol. I pars I Provincia Salisburgensis I auctore Alberto Brackmann. Berolini apud Weidmannos MDCCCCX.

Im Gegenjage zu den üblichen chronologischen Regestenwerken, wie dem von Jaffé und Potthast begründeten der Urkunden der Päpste, ist das im Jahre 1901 von P. F. Kehr begonnene großangelegte Werk der *Regesta pontificum Romanorum* nach Empfängergruppen angelegt. Nachdem schon von der Abteilung *Italia pontificia* in den Jahren 1906—09 vier Bände erschienen sind, ist gerade wenige Tage vor Abschluß dieser Literaturberichte der I. Band der *Germania pontificia* und zwar der I. Teil, bearbeitet von Prof. Dr. A. Brackmann erschienen. Dieser Halbband umfaßt von der Kirchenprovinz Salzburg die Diözesen Salzburg, Gurk, Brixen und Passau und verzeichnet nach den Bistümern, Klöstern und Kirchen geordnet die Papsturkunden bis 1198. Ein Blick genügt, um den Wert dieses Werkes, das sich ebenbürtig an die Neubearbeitung der *Regesta imperii* anreicht, ermessen zu können, und das auch außer den Bemerkungen zu den Regesten selbst durch die jeder Gruppe vorausgeschickte Notiz über die Geschichte und durch die Literaturzusammenstellung zu einem wichtigen Nachschlagewerk für die Kirchengeschichte und Monasteriologie wird. Es ist eine der bedeutendsten Neuererscheinungen für die ältere Geschichte des Erzstiftes.

M.

G. Vauthier, *Une Mission artistique et scientifique en Bavière sous le Consulat*. Manuscrits de la Bibliothèque nationale

archives du Louvre, archives nationales, Bibliothèque et archives royales de Munich, archives royales de Nuremberg, archives de Salzbouurg. (Extrait du Bulletin de la Société de l'Histoire de l'Art français 2^e fascicule 1910). Paris 1910. 45 S.

François Marie Neveu, feines Zeichens Maler, der aber erst unter dem Konfulat emporfam, wurde 1800 als franzöf. Regierungskommissär für Wissenschaft und Kunst nach Bayern gefandt. Ihm fiel die Aufgabe zu, aus den Bibliotheken die kostbarsten Stücke für die Nationalbibliothek in Paris auszuwählen. Seine Tätigkeit haben bereits Bierthaler in der Salzburger Literaturzeitung und Widmann, Geschichte Salzburgs 2, 414, behandelt. G. Vauthier gibt nun nach Neveus eigenen Aufzeichnungen einen Bericht über die Reise heraus, der auch einiges über seinen Salzburger Aufenthalt enthält. Neveu war bestrebt sich überhaupt im Lande umzusehen und studierte besonders die Salinen. Aber dies war nicht so leicht, von Wien aus wurde es ihm ganz einfach verweigert: „Die österreichische Regierung scheint für ihre Salzbergwerke einen Bleistiftzug mehr zu fürchten als eine Kanone“. Erst der Sieg von Hohenlinden eröffnete ihm den Zutritt. Er machte die Beobachtung, daß die Reichenhaller Salinen besser ausgebeutet wurden als die salzburgischen. Neveus Begleiter erklärte ihm alles aufs eingehendste, sogar Einblick in die streng gehüteten Akten wurde ihm gewährt. Am 26. Dezember 1800 besucht er die Halleiner Saline, am 28. kommt er nach Salzburg, wo er sich nur kurz aufhält. Er besuchte das Palais des Fürsterzbischofs: „Ein einziges Kabinet enthält eine ziemliche Anzahl von Gemälden, gesammelt von dem regierenden Fürsten, dessen Kunstsinu ein nur mittelmäßiger ist“. Mehr Wert mißt Neveu den mineralogischen Sammlungen zu. Er erhielt 2 systematische Sammlungen, eine für die Schule für Bergbau, die andere für das Polytechnikum. „Baron Moll, ein hervorragender Gelehrter und Mitglied des Instituts hat das Arrangement selbst überwacht. Er wünscht, daß diese Sammlungen mehr als eine freiwillige Widmung des Landes Salzburg an die gelehrte Gesellschaft Frankreichs angesehen werden möge denn als ein von den Siegern geforderter Tribut“. Gerührt über diese Höflichkeit und Promptheit bietet Neveu der Statthalterschaft an, ihr bei jeder Gelegenheit bei der französischen Regierung dienlich zu sein. Neveu's Ausbeute war 10 Kisten, die er am 31. Dezember über München nach Paris sandte und von denen 8 die wissenschaftlichen Sammlungen und 2 Bücher und Manuskripte aus der Hofbibliothek, Bibliothek des Domkapitels und aus St. Peter, das Widerstand leistete, enthielten. Auch der Hofbibliothekar Bierthaler wollte sich nicht von seinen Schätzen trennen. Neveu begriff zwar seinen Verdruß, beklagte sich aber doch bei der Statthalter-

schaft, die dann schärfere Befehle erließ. Die wertvollen Manuskripte und Drucke können wir, da sie bei Bierthaler und Widmann verzeichnet sind, übergehen. Neveu's Bericht erklärt aus der großen Zahl für das seltenste Stück den „Codex Justinianus — Mainz 1475 —, nach welchem mir die National-Bibliothek mit der größten Sorgfalt zu forschen empfohlen hatte, da er nur in 2 oder 3 Bibliotheken Deutschlands existiert und in der unsrigen fehlte“.

M.

Riezler Siegmund, Die bayrischen und schwäbischen Ortsnamen auf —ing und —ingen als historische Zeugnisse. Sitzungsberichte der Münchner Akademie 1909, 2. Abteilung, Sonderabdruck.

Zum erstenmale hat der Altmeister der bayrischen Geschichte i. J. 1887 im Oberbayrischen Archiv Bd. 44: Die Ortsnamen der Münchner Gegend — auf die Bedeutung der Ableitungssilbe —ing bei Ortsnamen für die älteste Besiedlung und die sozialen Verhältnisse der Ansiedler hingewiesen. Seitdem haben sich mehrere Forscher mit den —ing- und —ingen-Namen beschäftigt und sind Karten über diese Ortsnamen veröffentlicht worden. Für Salzburg hat Christian Greinz diese Arbeit unternommen (vgl. Mitteilungen der Landeskunde 1907, S. 382). Nach der neuesten Arbeit Riezlers sind die Namen auf —ing und —ingen gleichwertig, erstere aus letzteren nur abgeschliffen. Von derartigen Namen unterscheidet er: 1. Solche mit echtem —ing, (von dem übrigens das feltene adjektivische zu unterscheiden ist, ebenso wie das südslavische zu —ing gewordene —nik, z. B. Semmering, im 13. Jahrhunderte Semernik von smrka = Fichte abgeleiteten) und die aus andern Endsilben entstanden sind, z. B. Winning, alt Winidum = bei den Wenden, Kolbing, alt Cholbaren, vielfach in bloß mechanischer Nachahmung angehängt, auch an vordeutsche Namen. 2. Echte —ing mit Personennamen als Stammwort u. zw. 2 Gruppen: a) Orte auf fruchtbaren, schon vor der Einwanderung der Bayern bebauten Ackerboden, nachzuweisen in der Gegend von München, im Hegau, im Schwarzwalde, im bayrischen Schwaben in der Gegend von Memmingen. Diese alten —ing oder —ingen haben die günstigste örtliche Lage, sind die bedeutendsten Ortschaften, haben in den Patronymen nirgends christlichen Anklang, sind oft schon im 8. oder 9. Jahrhundert genannt, also die ältesten Orte. Sie sind nach Sippen benannt. b) Hofnamen oder Namen kleinerer Orte, ebenfalls sehr alt, schon 3—4 Jahrhunderte nach der Einwanderung genannt. Beweise für das hohe Alter der —ing-Orte sind die dort gefundenen Reihengräber, der Bau als Straßendörfer und zwar an alten Römerstraßen (Hochstraßen). Einöden sind nach Analogie der Sippennamen benannt, indem das —ing

dem Namen des einzelnen Ansiedlers angehängt wurde. Die —ing-Namen reichen in den Alpen nur bis zum Saum des Gebirges, soweit Getreidebau möglich ist; auch finden sie sich dort nicht, wo die Gegend später besiedelt wurde, etwa durch Kolonisation im 10. Jahrhundert. Anderswo, wie in der Oberpfalz fehlen sie infolge Besetzung des Gebietes durch Slaven. Kiezler widerlegt dann noch mit triftigen Gründen Friedrich Kluge's Ansicht über die —ing-Namen, wonach —ing nur patronymisch sei, wenn es an fürstliche Namen angehängt ist und daß es bei Ortsnamen den Ansjß von Hörigen oder Gefolgschaften bedeutet. Wie sollte es im Anfange des geschichtlichen Lebens der Bayern so viele Hörige gegeben haben? Wo wohnten dann die Freien? Auch von Gefolgschaften ist vor dem 8. Jahrhundert nichts bekannt. Bemerkenswert ist, daß das entsprechende italienische —engo auch an Patronyme angefügt ist. Als Resultate der Untersuchung ergibt sich, daß bei den Bayern zur Zeit der Einwanderung der Geschlechtsverband noch lebendig war, sie selbst ein ackerbautreibendes Volk waren und eine Grundherrschaft nur über die unterworfenen Romanen ausgeübt wurde (vgl. Notitia Arnonis!), ferner, daß die ältesten Siedlungen durch Sippen in Dörfern erfolgte, nur im Sippenverbande nicht stehende sich in Einzelhöfen niederließen. Daß solche schon bei den Romanen bestanden, zeigen Namen wie Laus — lacus bei Rosenheim, Speck oder Spiegel — specula u. a. Zum Schlusse bespricht und erklärt Kiezler eine Reihe von Ortsnamen. Ich erwähne davon nur seine Deutung von (Reichen)-Hall, das er nicht mit Heyne (Grimms Wörterbuch IV^b, 23²) vom deutschen Halle, sondern von einem vorgermanischen, wahrscheinlich keltischen hal — Salz ableitet; die Zusammensetzungen Hallstraße, Hallgras, Hallfahrt, Hallforst, Hallholz, Hallasch deuten darauf hin, daß im früheren Mittelalter Hall noch als Salz aufgefaßt wurde. Die Wichtigkeit dieser gediegenen Arbeit auch für das Land Salzburg möge diese etwas länger gewordene Besprechung entschuldigen.

Hans Widmann.

Englmann Heinrich, Geschichtliches über Salzburghofen. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München 1909. 83. S.

Zum edlen Zwecke für den Bau einer neuen Pfarrkirche in Salzburghofen Beiträge zu erwerben, schrieb Pfarrer Englmann das hübsch ausgestattete illustrierte Büchlein mit gewissenhafter Benützung archivalischer Quellen und litterarischer Hilfsmittel, so daß sich der aufstrebende Ort und dessen Ortsteil Freilassing, einer ganz entsprechenden Geschichte zu erfreuen haben. Wenn uns auch aus der vorgeschichtlichen Zeit keine Funde bekannt sind, so war doch seit der römischen Periode die Gegend

bevölkert. Hart in der Nähe Freilassings zog die alte Römerstraße von Subavum zum Inn vorüber. Auf den von den römischen Provinzialen urbar gemachten Gründen siedelten sich seit der Völkerwanderung die Bayern an und gaben zahlreichen Ortschaften, Höfen und Fluren deutsche Namen; aus dem Allode der bairischen Herzoge wurde der Stuhl des hl. Rupert in Salzburg reich begabt. Salzburghofen selbst war eine herzogliche und nach dem Sturze der Agilolfinger durch Karl d. Gr. eine königliche Pfalz. Der große Frank, seit 800 römischer Kaiser, hielt sich 803 auf dem Zuge gegen die Avaren hier auf. Der letzte Karolinger vergabte die Pfalz 908 an den Salzburger Erzbischof Pilgrim I. Reste der Pfalz glaubte man in Trümmern auf den Pfarrfeldern im 18. Jahrhundert gefunden zu haben und die Meinung, daß die heutige Pfarrkirche aus der Pfalzkapelle entstanden sei, ist recht annehmlich. Noch einmal weilte ein Kaiser hier, Friedrich Barbarossa, als er 1169 und 1170 gegen die guelfisch gesinnten Erzbischöfe Konrad II. und Adalbert zog. Aus dem Mittelalter geben uns zahlreiche Urkunden wertvolle Aufschlüsse über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Gebietes und den reichen Besitz der Pfarre, die Erzbischof Wolf Dietrich 1606 dem neugegründeten Augustiner-Eremitenloster in Mülln als Dotation übergab. Erst Erzbischof Hieronymus entzog sie diesem 1773. In den Kriegsjahren im Anfange des 19. Jahrhunderts brauste mehrmals nicht ohne Schaden der Kriegssturm an dem kleinen Orte vorüber, der erst seit der Eröffnung der Bahn von Salzburg nach München allmählich einen ganz bedeutenden Aufschwung nahm. Leider hat man damals die erste Station in Bayern nach dem Namen des Gemeindeteiles Freilassing benannt, so daß der alte Name Salzburghofen fast in Vergessenheit geraten ist und heute die Frage ob der Ort, der seine Erhebung zur Stadt anstrebt, nach der uralten Pfalz oder der modernen Bahnstation zu benennen sei, die Gemüter mit Recht bewegt.

H. Widmann.

Held Heinrich, Geschichte der Pfarrei Palling. Selbstverlag — 1909 (273 S.)

In den breiten Schichten des Volkes ist unleugbar ein großes Interesse an der heimatischen Geschichte, insbesondere jener des Heimatortes, vorhanden und das mag nicht wenig dazu beitragen, daß die lokalgeschichtliche Forschung gerade in unserem Nachbarlande Bayern stetige Fortschritte macht. Durch den Einfluß des Vereines für Volkskunst und Volkskunde, des histor. Vereines für Oberbayern, nicht minder durch die Zeitschrift „Deutsche Gaue“ des Kuraten Frank entstanden in letzter Zeit eine Reihe von Orts- und Pfarrchroniken, in denen das soziale,

wirtschaftliche und volkstümliche Leben des betreffenden Ortes in allen Einzelheiten dargestellt wird.

Die vorliegende Pfarrgeschichte hat für uns Salzburger einen umso größeren Wert, als das Dorf Palling auf einst altsalzburgischem Boden liegt und bis 1816 mit der Geschichte des Erzstiftes in engster Verbindung stand. Es liegt im nordöstlichen Chiemgau, „wo das Vorland des gewaltigen Salzburger Alpenstockes sich in die Ebene ausweitete“. Der Verfasser beginnt mit der Urgeschichte, geht dann über auf die Römerzeit und erwähnt, daß bereits um 788 Palling in den ältesten Salzburger Urkunden genannt wird.¹⁾ Das Gotteshaus gehörte anfänglich der echt germanischen Einrichtung der „Eigenkirche“ an. Im 12. Jahrhundert erscheint Palling als Pfarre im heutigen Sinne; sie war dem Salzburger Archidiaconate einverleibt und wurde 1618 an das Dekanat Tittmoning überwiesen. Die nahe Landesgrenze wurde durch einen Vergleich zwischen Salzburg und Bayern im Jahre 1275 bestimmt, eine Beschreibung aus dem Jahre 1697 stellt sie nochmals aufs genaueste fest. Im weiteren erfahren wir die gegenwärtige Zusammensetzung des Pfarrsprengels, daran schließt der Verfasser eine Schilderung der Drangsale der französischen Invasionskriege. Aus der Geschichte des Gotteshauses ist zu erwähnen, daß es am Ende des 18. Jahrhunderts eine gründliche Umgestaltung erfuhr; die Marmoraltäre stammen aus der Werkstätte des Salzburger Steinmeßers Doppler, die meisten Bilder aus der Hand Nesselthalers, während die Stuckarbeiten von dem Salzburger Stuckateur Pflauser in „simpeln und geschmackvollen Style“ ausgeführt wurden. Auf quellenmäßiger Grundlage führt das Buch zahlreiche Schenkungen, Tausche, Stiftungen, Giltten und Dienste an, die teils an die Pfarre Palling, teils an die Stifte St. Peter, Mounberg, Baumburg, Kloster Au am Inn, an das Salzburger Domkapitel, an Maitenhaslach, Frauen-Chiemsee, das Johannesspital in Salzburg u. s. w. geleistet wurden. Aus dem kulturhistorischen Inhalt des Buches seien einige bemerkenswerte Notizen mitgeteilt. Wir erfahren z. B., daß im 18. Jahrh. der bürgerliche Stadtbote von Salzburg einen kleinen Brief für 2 Kreuzer, einen großen für 4 und ein antiques Schreiben für 6 kr. nach Palling lieferte; die Gerichtsbötin verlangte für Geldsendungen 10, für einen Brief 3 und

¹⁾ Ad Baldilingas, Not. Arnonis VI im Verzeichnis der 790 an Salzburg geschenkten Pfarrkirchen; ad Paldilingen. Breves Notitiae XVIII, demnach deutlich eine Sippenfiedlung vom Stamme Bald (tapfer, kühn) gebildet, aus dem die Verkleinerung Baldilo entstand. Förstemann, Namenbuch 204, bringt den weiblichen Namen Baldila für 713 und den männlichen Baldilin für 774 aus den Würzburgischen Traditionen bei (S. 204). (Beleg zur oben besprochenen Abhandlung S. Nitzlers.) Anmerkung des Redakteurs.

Für einen „Bricht“ 6 kr. Im Jahre 1450 nahm der Pfarrer Wefner einen Umbau des Pfarrhofes vor, damals bestimmte der Erzbischof, dem Pfarrer gehöre „von Ostern ab und füran zu ewigen Zeiten zwei Dritttheile aus allen Sammlungen und Gottberath, was auf dem Altar oder sonst geopfert wird, in den Stöcken, püchsen oder auf Taeln, in münß, gelt, Gwannt, klaynaten, hünern, air u. s. f.“ Zwischen der Wirtin von Pallung und dem Pfarrer entsteht 1686 wegen des letzteren „Wein Bund Bierausſchenthens“ ein Streit, der sich unter den Nachfolgern bis 1773 fortzieht. Die Regierung greift ein und der Pfarrer wird um 30 Reichstaler „würklich gestrafft“, obwohl er das Bier nur „als denen Traid fuhrleiten, die bei mir Traid fassen, Item dem Schull Maister Bund Mösnern, die Verrichtung halben in Pfarrhof khomen, weinigen khürchfarthern die bey haiffer Sommers Zeit Von ötting allhier durchpassieren Bund instendig nur Umb ein einziges Rändl hier bitten sowie ainigen benachbarten Ehrlichen Bauern“ gebe; auch der Kooperator wird 1757 wegen „Khöglſcheiben“ verklagt und es hilft dem Pfarrer nichts, daß er entgegenhält, den Leuten sei das Bier des Wirtes „bill zu löz“.

Im weiteren behandelt der Verfasser die Geschichte der Filialkirchen zu Brünig, Freitsmoos, Tirlbrunn, sowie die Schulgeschichte des Bezirkes. Als Kuriosum möge angeführt werden, daß sich die Witwe des Lehrers Benedikt Landertinger (1769) gegen Überlassung ihres Schul- und Organistendienstes vorbehält „allda im Schul-Hauß das Neugebaute Stübl, und im Haußgärtl zu ihrem Gebrauch ain bethl“, ferner „tragt Sie ihr zum braten, oder bachen in dem Rohr in der Schulstuben aus, wann ohne daß ein Feuer im Ofen ist“ und „behalt Sie ihr auch außer Schulzeit beuor, in die Schulstuben zu gehen, und aldort einen Siz zu nemmen nach ihrer Gelegenheit“.

Wohl eines der lehrreichsten Kapitel ist jenes über „religiös-sittliches Leben“. Es erzählt uns von den Zeiten der Pest, von vergangenen Osterritten, „zu Wäging wird ein sonderbar fayerlicher Ritt mit dem Hochwürdigsten gehalten, welchen die dortige Gemeinde den Päbstlichen Ritt nennet“; von den ausgedehnten Kreuzgängen, deren einer von 4 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittag dauerte und bei dem der Priester 30 Rosenkränze halten und 8 Evangelien singen mußte. Alte Volksfitten wie Sternsingen, Hirtenspiele, Anrollen, Habergaiß und Drischlegspiele finden eingehende Beachtung, von den Gebräuchen bei Hochzeit, Geburt und Tod, sowie an den verschiedenen Festen des Jahres erhalten wir ebenso anziehende als teilweise ganz neue Mittheilungen. Den Schluß des Buches bilden Lebensabrisse einzelner angesehenen Männer, die dem Dorfe Pallung entstammten; darunter sind zwei in Salzburg wohlbekannte Persönlichkeiten, nämlich

der verdienstvolle Dechant Wichtlhuber von Hallein (gest. 1872) und der durch seinen Humor und treffenden Witz ausgezeichnete Benediktiner P. Beda Heisterer (gest. 1901). Das mit großer Liebe und Sorgfalt geschriebene Werkchen gereicht dem Verfasser zur Ehre. Es wäre nur zu wünschen, daß auch unser Heimatland mit ähnlichen Erscheinungen beglückt würde.

K. Adrian.

Manr Josef Karl, Die Linzer Handschrift des Begez. (Quellenstudien aus dem historischen Seminar der Universität Innsbruck. Herausgegeben von Wilhelm Erben. I. Heft. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1909, S. 1—58).

Wie auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens hat das Zeitalter der Renaissance auch im Kriegswesen Anschluß an die Römerzeit gesucht und gefunden — und zwar an Flavius Vegetius Renatus, einem römischen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts n. Chr., von dem unter andern Werken eine *Epitoma rei militaris* — Inbegriff des Kriegswesens, vorhanden ist. Schon um 1475 erschien eine deutsche Übersetzung davon im Drucke. Aber auch handschriftlich fand das Werk noch Verbreitung und so findet sich denn auch in der Studienbibliothek in Linz eine Handschrift, die zwar nur einen Teil der gedruckten Übersetzung, aber daran anschließend kriegswissenschaftliche Abhandlungen, ein auch sonst bekanntes Feuerwerksbuch, Wagen- und Stadtverteidigungsordnungen u. a. enthält, aber wegen der zahlreichen Abbildungen sehr wertvoll ist. Auf die erschöpfende Studie Manrs, die für die militärische Seite der Kulturgeschichte höchst dankenswerte Aufschlüsse gibt, soll hier jedoch nicht näher eingegangen, wohl eine andere Tatsache ins Auge gefaßt werden. Die Linzer Handschrift ist nämlich in eine Salzburger Gerichtsurkunde eingebunden, die unter Administrator Johann Beckenschlager und zwar nach dem 23. Mai 1484 ausgestellt worden sein muß. Der Inhalt der verstümmelten Urkunde betrifft einen Streit zwischen dem Domkapitel und Pangraz des Wolfgang Greysl (!) an dem“. Der Name ist nach Note d) im Abdrucke des Textes (S. 58) „nicht mit Sicherheit zu lesen“. Sollte es vielleicht Krewhs — Kreuß heißen. Einen Stefan Krewß finden wir 1491 als Diener des berücktigten Stadtrichters Arnold Eßenheimer (Bezolt Ludwig, Die Eßenheimer, Mitt. der Ges. für Salzburger Landeskunde XL [1900] S. 191; dortselbst auch 1493 Hans Deggerfelder als Amtmann des Dompropstes S. 199 und Hans Priener als einstiger Verweiser des Stadtgerichtes 1492 und 1507 S. 207). Ein anderer Kreuß ist zu jener Zeit nicht zu finden, so wenig wie ein Greysl. Erst wieder 1595 kommt ein Christan Kheuß als Schmid zu Lautter im Landgericht Waging vor

(Monnberger Urk. Nr. DCCLXI Mitt. d. G. für Landeskunde 1902). Es würde sich nun fragen, wann die Linzer Handschrift in dieses Pergament gebunden wurde. Eine Antwort ist schwer zu geben. Wenn aber, was nicht selten geschah, eine durch den Schreiber verdorbene Urkunde als Bucheinband benützt wurde und dies vielleicht in diesem Falle zutrifft, so würde sich als Ursprungsort der Handschrift Salzburg ergeben. Ein sicheres Ergebnis wäre nur durch Vergleichung der Handschrift mit salzburgischen Originalschriften zu erreichen; auch das Zusammenhalten des Wasserzeichens des Papierees der Linzer Hs. (nach Mayr 5, Anm. 4, ein Kreis mit einer vertikalen Querlinie, an der die Längslinie ansetzt) mit salzburgischen Papieren jener Zeit dürfte nicht ganz ergebnislos sein. Möglich wäre die salzburgische Entstehung der Linzer Hs. immerhin; hatte man doch in Salzburg, das zu ihrer Entstehungszeit in die Kriege zwischen Kaiser Friedrich III. und Matthias Corvinus mitverwickelt war, Ursache genug sich mit den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Kriegswesens bekannt zu machen. Erregen schon diese Erwägungen unser Interesse für die Abhandlung, so wird dies noch durch die Tatsache gesteigert, daß ihr Verfasser ein gebürtiger Salzburger ist, der unter Leitung W. Erbens den historischen Studien obliegt. Erben aber fördert geschichtliche Forschungen über Salzburg ganz besonders bei seinen Schülern salzburgischer Herkunft.

Anschließend sei noch der zweiten Abhandlung dieses Heftes erwähnt, in der Anton Philipp aus Wigstadtl in Schlesien, die Überlieferung und Datierung der Grottkauer Einung — einer Verabredung schlesischer Fürsten und Städte zur Abwehr der Hussiten aus dem Jahre 1427 untersucht, weil sie nicht bloß manches Detail zu diesen Kämpfen bietet, in denen auch salzburgische Mannschaft mitfocht, sondern auch Aufschlüsse über die Art der Kriegsführung gibt, die mit den Angaben in den Linzer Begez Handschriften in deutlichem Zusammenhange stehen. In dem angehängten Urkundenverzeichnis ist in Nr. 30 und 35 Hinko Berka in Ebinko B. zu verbessern; der Name kommt in Riedl J., Salzburgs Domherren (Landeskunde VII, 190) vor; Ebinko Berka, Freiherr von Daub und Lipa erhielt hier 1585 ein Kanonikat, wurde später Erzbischof von Prag und starb 1606.

H. Widmann.

Maner Theodor, Zwei Passauer Mautbücher aus den Jahren 1400—1401 und 1401—02. (Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern, Bd. XLIV, Landshut 1908, Sonderabdruck, 448 S.)

Dem wortgetreuen Abdruck der gleichzeitig, wahrscheinlich als Nach-

nungsnachweis für den Bischof von Passau zusammengeschriebenen Eingänge der Maut, worin wir auch mehrere Salzburger Kaufleute verzeichnet finden, folgt ein sehr lehrreicher Anhang. Dieser macht uns mit dem Handelsbetriebe Passaus überhaupt bekannt, das an den Verkehrsströmen der Donau und des Inn gelegen einen überaus wichtigen Zwischenhandel mit Salz, Wein, Eisen, Tuch und venedischen Waren trieb. Bemerkenswert sind die Angaben über die Umladung der Schiffe, die Salzlagerstätten, die Privilegien der Bürger und Fremden, den „goldenen Steig“ nach Böhmen u. a. All das macht die Arbeit zu einem wertvollen Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Handels. H. Widmann.

Leuze Otto, Das Augsburger Domkapitel im Mittelalter. (Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, 35. Jahrg. 1909, S. 1—113.)

Diese eingehende, viel Bemerkenswertes bietende Arbeit sei hier deswegen erwähnt, weil sie den Wunsch nach einer ähnlichen über das Domkapitel des Erzstiftes Salzburg rege macht, dann auch darum, weil sie (S. 52) nähere Nachrichten über die Einsetzung des Matthäus Lang als Dompropst in Augsburg bietet. H. Widmann.

Anton Eckardt, Die Baukunst in Salzburg während des XVII. Jahrhunderts. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 127.) Mit 20 Lichtdrucktafeln. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1910. 152. S.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß fast keines der letzten Jahre vergangen ist, ohne uns ein Buch über die vielgerühmten Schönheiten und alten Baudenkmäler der Stadt Salzburg gebracht zu haben. Hatten wir im Vorjahre Gelegenheit, v. Felddeggs „Straßen und Plätze Salzburgs“ hier anzuzeigen, so verdient heuer das vorliegende Werkchen einige Worte; denn nicht nur für die Fremden allein, auch für die Salzburger sind diese Bücher geschrieben, auch sie sollen daraus lernen!

Der Verfasser behandelt in pragmatischer Weise die Bautätigkeit der Salzburger Kirchenfürsten von Wolf Dietrich bis Johann Ernst. Seine Quellen sind die Werke und Arbeiten von Hübner, Schallhammer, Wallpach, Zillner, Ilg und Pirckmayr und noch ein paar andere Abhandlungen; merkwürdigerweise fehlt Niegls geistvolle Rede über Salzburgs Stellung in der Kunstgeschichte, sowie Wölfflins Renaissance und Barock (ich möchte daraus schließen, daß E's Arbeit vor dem Jahre 1904 liegt). Außerdem hielt sich E. kurze Zeit auch in Salzburg selbst auf, von wo aus er Söllheim, Maria Plain — hier sprach er auch bei dem vielverdienten Forscher Superior P. Anselm Ebner vor —, Gnigl und

Kirchentäl besuchte. Gelegentlich las er auch Steinhäufers „Profanbau“ und Bühlers „Salzburg und seine Fürsten“, vergaß dabei sich Notizen zu machen, prägte sich jedoch manches ein und verwendete es. Es ist erklärlich, daß wir uns von diesem Opus operatum nicht viel Bereicherung unseres Wissen erwarten, wenn auch einige gute Beobachtungen nicht fehlen und die — durch die bevorstehende „Kunsttopographie“ bald überholten — vom Verf. selbst aufgenommenen Grundrisse der Kirchen Johann Ernsts, sowie die bisher noch nicht reproduzierten Innenaufnahmen der Dreifaltigkeits- und Kirchentaler Kirche nicht verschwiegen sein sollen. Neu ist auch die Parallele zwischen der Monntaler Kirche und dem Pariser Invalidendom und die ansprechende Vermutung, daß Zuccali auch der Erbauer der Kapelle in Söllheim ist. Aber das ist zu wenig für 152 Seiten und ein Heft der Studien für deutsche Kunstgeschichte.

Bedeutend größer ist die Zahl der Mißverständnisse und Irrtümer, die, damit sie sich nicht allzusehr fortpflanzen, verzeichnet seien. Auf Vollständigkeit machen wir keinen Anspruch. Zu S. 14: Der Neubau war nicht als Residenz gedacht, sondern als Absteigequartier für fremde Fürstlichkeiten und Wohnung des Erzbischofs während des Baues der Residenz. S. 15: Außer Max Gandolf hat kein Nachfolger Wolf Dietrichs am Neubau gebaut. S. 22: Hervorgehoben zu werden verdient, daß sich der Verfasser der „Baukunst Salzburgs“ nicht die Mühe nahm, die erwähnten Stuckplafonds im Neubau, die zum schönsten gehören, was in Salzburg gemacht wurde, selbst anzusehen. S. 26: Daß der Löchlbogen einst das Amtsgericht war, war bisher nicht bekannt, ebenso wenig die Anlage der Hellbrunnerallee im Jahre 1600 (!). S. 35: Emsburg nicht Emsberg. Dieses wurde, aber auch nicht 1612, für den Stadthauptmann Mabon, nicht Hellbrunn erbaut. S. 37 und 38: Unter Hütten soll Hüttau gemeint sein. S. 51: Zureletta ist, wie bei Hübner I, 36 richtig steht, nicht der Erbauer der steinernen Kapuzinerstiege bei der Felixpforte, sondern der ehem. hölzernen in der Steingasse. S. 56: Mascagni wird erst nach 1622 arbeitend erwähnt, während er nach S. 36 schon Hellbrunn ausmalte. S. 62: Schwer dürfte es dem Verf. werden, am Neubau ein Lodronwappen zu finden. S. 63: Das Lorettokloster scheint ihm seit 1818 nicht mehr zu existieren. S. 65: Anton Lodron starb schon 1615, kann also nicht erst 1624 die Kreuzkapelle gebaut haben. Von einem Bau kann überhaupt nicht die Rede sein. S. 66: Den Chiemseehof läßt E. fast 4 Jahrhunderte zu spät angelegt werden. S. 70: Infolge flüchtiger Lesung einer Inschrift am Pfliegergerichtsgebäude zu Hellbrunn läßt er Guidobald „das durch Feuer zerstörte Schloß Hellbrunn aus dem Schutte erheben“ (wobei jedoch die S. 36 beschriebenen Fresken wunderbar erhalten blieben!)

§. 71: Zu den Figuren St. Rupert und St. Virgil hätte E., wie auch sonst, mit Erfolg die von E. Tiege-Conrat herausgegebene Beschreibung der Reise des Bildhauergefellen Franz Ertinger benützen können. §. 71: Die drei Portale der Domkirche sind, wie das Wappen andeutet, ebenfalls noch von Paris, nicht von Guidobald, §. 72 und 79: Unterberg und Kuenberg statt Untersberg und Kuenburg. §. 79: Auf slavische Befolgung der Vorlage deutet die Schreibung Gräk statt Graz. Die Charakteristik Max Gandolfs ist wörtlich aus Bühler (3. Auflage 133) entlehnt, (ohne jedoch die Quelle anzugeben, wie er auch bei den andern Erzbischöfen gern zu diesem Büchlein greift z. B. §. 104). §. 95: Söllheim war ein Privatbau, der Bauherr ein Kaufmann, der Auszug aus dem Vertrage mit Zuccali ist also nicht am Plage. §. 112: Beim Anteil Fischers v. Erlach am Portal des Hofmarstalls hätte die Abhandlung Tieges im Jahrbuch der Zentralkommission Erwähnung verdient. §. 113: Der vom Brunnen am Mirabellplatz stammende Pegasus im Museum ist dem Verf. entgangen. §. 118: Ein übles Stückchen, das tief blicken läßt, ist der Umstand, daß E. den aus dem 19. Jahrhundert stammenden Hochaltar der Dreifaltigkeitskirche in Fischers Zeit setzt: „Am Hauptaltar ist charakteristisch, daß sich bei schlanken Formen ein intensives Streben nach der Höhe ausdrückt“. Man sieht, Worte sind billig. Der alte Hochaltar ist bei Hübner 366 beschrieben. §. 138: Warum sollen gerade die hintersten Betsitze im Dom von Johann Ernst sein? Es sind wohl alle im Mittelschiff, gleich den Beichtsitzen und Kästen in den Kapellen aus derselben Zeit. §. 141: Wertlos ist die aus Zillner abgeschriebene Liste der Stadtbaumeister. Sie sind nicht, wie der Verfasser wohl glaubt, Baumeister, sondern nur die mit den Bauangelegenheiten betrauten Ratsherren, also in der Regel ehrsame Kaufleute. §. 143: Zanusi arbeitete nicht schon ca. 1700, sondern erst ca. 1730—1750.

Allen, die sich für die Baukunst Salzburgs interessieren, geben wir den Rat, sich weiters, wie bisher, bei den alten einheimischen Autoren Rat zu erholen, dem Verlage F. H. Ed. Heiz aber, mehr Vorsicht bei der Wahl seiner Mitarbeiter walten zu lassen und durch derartige Kompilationen nicht seinen Ruf zu schädigen.

Franz Martin.

Andree — Enjn Marie, Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, 1910.

Die Verfasserin ist durch viele Jahre auf dem Gebiete der Volkskunde forschend und schriftstellerisch tätig und bietet im vorliegenden Werke die reife Frucht ihrer rastlosen Arbeit. Zum Großteil ist es der Boden

Salzburgs, auf welchem sie ihre volksthümlichen Ergebnisse erwandert, erlaucht und gesammelt hat. Den heimatischen Stoff verstand sie meisterhaft zu den verwandten, fremden Erscheinungen in Beziehung zu setzen, um durch gehaltvolle Vergleiche die Erklärung des Räthselhaften und Unverständlichen im Anschauungskreise des Volkes zu finden. Dabei mied sie sorgfältig die Klippen volksthümlicher Forschung, nämlich Kombination und Phantasie. Mit Feingefühl verstand sie aus dem Munde schlichter Leute zu erkunden, was ihrem Zwecke diene und nicht im Lichte poetischer Verklärung, sondern in unverfälschter Wirklichkeit, dabei auch natürliche Derbheit nicht scheuend, erzählt sie uns eine Fülle von Tatsachen, von denen viele selbst dem Kenner neu und anziehend sind. Die Fülle des Stoffes wird noch ergänzt durch eine ungemein reiche Literatur, die theils in den Text verwoben, theils als Anmerkung aufscheint. Das Buch gliedert sich in 16 Abschnitte, die wieder durch 225 ebenso schöne, als instruktive Abbildungen geschmückt sind. Der Wichtigkeit des Inhaltes wegen können wir uns nicht versagen, darauf näher einzugehen.

Zahlreiche Wundersagen, deren Schauplatz die Umgebung des Abteies bildet, knüpfen sich an die Person des hl. Bischofes Wolfgang. In dem Abschnitte „Volksthümliches zu St. Wolfgang“ erfahren wir von dem Wirken des Wundermannes, von Quellenerweckung und vom Erweichen der Steine, vom Läuten des Wunschglöckleins in der Falkensteinkapelle u. a. Letztere ist das Ziel vieler Wallfahrer, die durch eine Felsenspalte kriechen, im guten Glauben sich dadurch von einem körperlichen Übel zu befreien, während andere zur Buße Steine herbeischleppen, um sie auf dem bereits 1 Meter hohen Steinwall weiter zu türmen.

Im Kapitel „Nachklänge aus der Pestzeit“ ergeht sich die Verfasserin des Näheren über Pestkapellen, Kreuze und Säulen; so wird des Pestkreuzes auf dem Wege von Adnet nach Krispl, sowie der Steintafel am Kaplanstöckl des Ursulinenklosters gedacht. Von den drei Pestheiligen Sebastian, Rochus und Christophorus, begegnet man dem Bild des letzteren hie und da an den Außenwänden der Häuser und Kirchen, insbesondere dürfte die alte Steinskulptur im Hofe der Festung, sowie die riesige Holzfigur im Kirchlein zu Ettenberg manchem Leser in lebhafter Erinnerung sein.

Die 3 Heilrätinnen Einbeth, Warbeth und Wilbeth, deren Kult zwar in Salzburg fehlt, werden eingehend behandelt in „Kultstätten und Bildnisse der hl. 3 Jungfrauen“; es ist einer der interessantesten Theile des Buches. Zu Salzburg stehen die 3 Helferinnen insofern in Beziehung, als alle 5 Jahre ein Kreuzgang von Obertrum nach Schildturn in Bayern geht, zur Dankagung für glückliche Abwendung der

Pestgefahr. Alle 100 Jahre wird dort eine mächtige Wachskerze geopfert; die älteste stammt aus dem Jahre 1659. Diese drei Gestalten sind aber nicht nur Pestpatroninnen, sondern sie erfüllen auch die Bitte unfruchtbarer Frauen nach Nachkommenschaft. In ihnen mischen sich heidnische und christliche Anschauungen und gewiß kann man der Annahme der Verfasserin zustimmen, daß ihr Urbild in den Nornen der Götter Sage zu suchen sei.

Weniger dürfte bekannt sein, daß der Buchstabe T als pestabwehrendes Mittel galt, wovon uns die Verfasserin in „Das Tau und die Pestamulette“ erzählt. Das Zeichen wurde angebracht an den Türen, auf Gewändern, auf Kreuzen u. s. w. Es fand sich auf den Pestblättern des 15. Jahrhunderts und ebenso in den Schutzbrieffen oder Breven aus dem 16. bis 18. Jahrhunderte. Letztere existieren noch häufig, insbesondere hat unser Museum eine Anzahl wohlerhaltener Stücke. Der Schutzbrief enthält die Bilder der Patrone gegen Pest, Ungewitter, Gespenster u. dgl., die ein Mittelfeld umrahmen, das eine ganze Rüstkammer von Abwehrmitteln in sich vereinigt, nämlich: Sebastianspfeile, Nägel vom Kreuze Christi, Gnadenmünzen, Nepomukszunge, Benediktuskreuz, Stückchen von Heiligengewändern, Agnus dei, Palmfäßchen, Steinsamen und rote Tuchfleckchen gegen Hexen. Das Tau findet sich auch als Amulett in Edelmetall, so wie es im Zachariassegen, diesem kräftigen Pestsegen, vorkommt.

Im „Frautragen im Salzburgischen“ wird uns die uralte Sitte des Pinzgaus „die Frau geht um“ geschildert. In der Adventzeit wird nämlich nächtlicherweile die „Frautafel“, eine Darstellung Mariens gesegneten Leibes, von Gehöft zu Gehöft getragen. Originell sind die aufgenommenen Proben der „Frauliader“ sowohl nach Inhalt als Weise, auch eine Nachbildung einer Frautafel schmückt dieses Kapitel.

Der Abschnitt „Die Heilig Geist Taube und die „Unruh“ im Bauernhaus“ beschäftigt sich mit der Darstellung des hl. Geistes, wie er im Herrgottswinkel vieler Bauernhäuser zu finden ist, nicht nur in den Alpenländern sondern auch in einem großen Teil Deutschlands bis an die Küste der Ostsee, bei den Dänen und Schweden, wie bei den Tschechen in Böhmen. Verwandt damit ist die „Unruh“ im Gehänge, dem nur die Taube als Inhalt fehlt. Sie wird hergestellt aus Halmen, Bittergras, Schweinsborsten, selbst der Zweig der Donardiistel (*Eryngium*) findet dazu Verwendung; beide Formen erscheinen als Schutzmittel.

Recht beachtenswert ist die Schilderung über die „Pranger- oder Reißtangen im Herzogtume Salzburg“, die durch treffliche Abbildungen unterstützt wird. Von jeher war der Bauer bemüht Haus und

Hof in den Schutz übernatürlicher Gewalten, die durch äußere Zeichen symbolisiert sind, zu stellen; in den „Schutzmittel für Haus und Hof“ werden uns eine Reihe solcher genannt, wie Palmbuschen, Dreikönigsnamen, Dreihährenbüschel, Trudensteine, das Antlaß-Ei, der Rindschädel u. a. Selbstverständlich unterläßt es die Verfasserin nicht, auf den Wert und die Bedeutung der angegebenen Mittel näher einzugehen.

Im Zusammenhang mit dem Vorstehenden steht die Abhandlung über „Amulette“ oder Anhängsel, wie das Volk sagt, die eine geradezu erstaunliche Fülle von wohlgeordnetem Materiale in sich birgt. Es würde den Rahmen einer Besprechung weit überschreiten, wollte man auf Einzelheiten näher eingehen, schon die Aufzählung dürfte einen Einblick in die Mannigfaltigkeit dieser Schutzmittel gewähren. Es sind da genannt die Feige gegen das Verschreien, der Schutzettel und dessen Abart das Eßbildl, Froasenstein, Länge Christi und Mariens, Fraißenbrief, Benediktuskreuz und Münze, Nepomukszunge aus rotem Wachs, Walpurgisöl in Fläschchen und Büchsen, Fraißenhemdchen, die noch heute im Loretto-Kloster zu Salzburg hergestellt werden, eiserne, kupferne und silberne Ringe gegen Krampf und Wicht, Trudenmesser mit 9 Halbmonden und 9 Kreuzen (solche verfertigt noch immer mancher Pinzgauer Schmied), verschiedene Steine, als der Blutstein (Hämatit), der Bergkristall als Schreckstein, der Achat gegen bösen Blick, der Abler- oder Klapperstein, in Geburtsnöten verwendet, und verschiedene andere, ferner die Fraißenbeten, ein Rosenkranz aus den Wirbelknochen der Ringelnatter, das Marderboanl, der Penis-knochen des Marders als Mittel zur Erhöhung der männlichen Kraft, die Maulwurfspote, der Bocksbart, Zähne verschiedener Tiere und endlich die Fraißenketten, die als wertvoller Familienbesitz hochgeschätzt, einen Großteil der vorerwähnten Amulette in sich vereinigt. Anschließend sei darauf verwiesen, daß das städt. Museum in seinem Kult- und Totenkasten nahezu alle vorstehend aufgezählten Amulette in reicher Auswahl besitzt.

Ein überraschender Anblick bietet sich dem Fremden, wenn er sich in manchen unserer Dorffriedhöfe der Totenkapelle nähert und darin reihenweise entweder frei oder in schwarzen Kästchen die bleichen Schädel aufgestellt sieht, ein Brauch, über den Andree—Gyjn im Abschnitte „Schädelkultus im Alpenlande“ uns manches Neue erzählt. Besonders erregen die verschiedenartig bemalten Schädel unser Interesse, die in Wort und Bild vorgeführt werden, von den Bildern seien genannt: Schädelkästchen in Bergheim bei Salzburg und das „Totenkammerl“ in Gnigl bei Salzburg.

Einen ansehnlichen Teil des Buches nimmt die Darstellung „Die

Perchten im Salzburgischen" ein; es dürfte wohl kaum eine zweite Arbeit geben, die über dies speziell salzburgische Gebiet so reiches Material enthält wie vorstehende. Ausgehend von den Schriften Dr. Heinz bespricht die Verfasserin zunächst die mythische Gestalt der Frau Percht; ohne sich aber mit den verschiedenen Deutungen, die dieses Wesen von Jakob Grimm bis zu den neueren Forschern gefunden, zu identifizieren, will sie nichts anderes, als „dasjenige mitteilen, was sie bezüglich der salzburgischen Perchten noch in letzter Zeit gesehen oder aus dem Munde des Volkes erfahren hat". In erster Linie erzählt sie uns von den Sitten der Rauhnächte, beleuchtet die Vorstellung, die sich das Volk von der Percht macht und geht über auf die heute noch gebräuchlichen Bachlopfen. Sie verweist dann auf die Doppelgestalt der schönen und schiachen Percht und widmet insbesondere der Perchtenmaske eine eingehende Beachtung. Hierauf führt sie uns das Aussehen und die Umzüge der Pongauer Perchten vor, die sich wesentlich von jenen Pinzgauer unterscheiden. Letztere und deren eigenartiger Tanz, das „Trestern", werden uns trefflich geschildert. Auch über den Zweck und die Bedeutung der Perchtenumzüge unterrichtet uns die Verfasserin und zieht ähnliche Erscheinungen wie das Grasausläuten im Unterinntal und das Hüttlerlaufen in der Imstergegend in den Kreis ihrer Ausführungen.

Der bayrische Maibaum zeichnet sich gegenüber dem österreichischen durch viel reicheren Schmuck aus, wie uns die trefflichen Bilder in dem Artikel „Maibaumbilder" beweisen; die Sitten und Bräuche, die erzählt werden, sind so ziemlich allorts dieselben. Bei der Gelegenheit sei auf den ungemein reich ausgestatteten Maibaum von Höglwörth hingewiesen, der jenem von Ellbach bei Tölz, dessen Bild das Buch enthält, nicht nachsteht.

Fast überall in den Alpen ist es Sitte, das Vieh bei der Heimfahrt von der Alm prächtig zu schmücken. Ganz eigenartig ist der Schmuck im Berchtesgadnerländchen, den uns die Verfasserin unter dem Titel „Viehschmuck beim Almabtrieb (s Kranzen beim Hoamfoar'n im Bertsgadnerlandl)" anziehend zu schildern weiß. Die goldfarbige Larve, das „Gstäng", die „Gschabatbandl", der „Zuifl" des Stiers und die „Brua", mit dem aus „Gschabatbandln" verfertigten Rosen gezierten Strähn sind Besonderheiten dieses Gebietes.

Der Aufsatz über „Verstüchl und Versbriaf" wird manchen über eine fast unbekannte Volksitte belehren, über bäuerliche Liebesgaben, wie sie das Mädchen ihrem Erfoenen widmet; in ihnen kommt die volkstümliche Liebespoesie zu ihrem Rechte.

Welcher Reichtum an Sagen noch in unserem Lande verborgen ist,

ersehen wir aus dem Abschnitte „Sagen aus Mauris“. Es sind 55 Sagen, die aus dem Munde des Volkes gesammelt, uns vom Bergmandl, von der Weitmoserin, von verschwundenen Erzadern, von wilden Frauen, vom Zauberer Kester und vielen anderen erzählen.

Den Schluß des Buches bildet der Abschnitt über „Hag und Zaun“. Die Verschiedengestaltigkeit dieser beiden Begriffe gaben der Verfasserin Anlaß zu fesselnden Ausführungen. Zunächst bespricht sie den einfachen Hag, hergestellt aus den durch Schneedruck geworfenen Bäumen oder überhaupt aus Fallholz, den „Durcheng'hag“ und den „Wasen- und Stoanhag“; letzterer wird häufig vom „Auswehrer“, einem alten, für andere Arbeiten untauglichen Mann, imstande gehalten. Der eigentliche Zaun, der bereits nach den alten Taidingen zu „Georgi aufgricht sein“ soll, teilt sich in verschiedene Unterarten. Dessen Höhe wird im allgemeinen mit 150 bis 160 Zentimeter angenommen oder wie es in den Salzburgerischen Taidingen heißt, daß „er ainem gemainen Mann in das Herzgrübl reiche“. Die Verfasserin beschreibt zunächst die einfachste Zaunform, den Stangenzaun, im weiteren behandelt sie das an Straßen und Wegen überall vorkommende „Gstäng“, hierauf den „Widn- oder Ringzaun“, dessen Stecken durch aus Fichtenzweigen gedrehten Ringen zusammengehalten werden; das dickere Zweigende des Ringes darf aber niemals gegen den Nachbar gefehrt sein, sonst ist dieser berechtigt den ganzen Ring herauszureißen. Sie geht dann über auf die verschränkten Zäune, wozu vor allem der typische Pinzgauer „Girschtnzaun“ gehört. Dieser ist auch unter dem Namen „Schröghag“ im ganzen Gebirge in vielen tausend Metern verbreitet. Dagegen kommt der Flechtzaun oder Eftezaun nur sehr vereinzelt vor. Die Haus- und Hofzäune endlich stimmen in ihren Formen fast aller Orten überein. Als besondere Abarten werden angeführt der Hanichl-, Stempl- und Drahtlingzaun. Den Zaunverschlüssen „Durchlässe, Gadern und Gaderl“ widmet die Verfasserin ein besonderes Augenmerk und mit Recht, denn nirgends zeigt sich der Erfindungsgeist des Volkes bewunderungswürdiger als an diesem einfachen Objekte. Reiches Vergleichsmateriale enthält der Teil über „Zäune außerhalb des Alpengebietes“, in dem die Zäune in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, Skandinaviens, der russischen Ostseeprovinzen und der slawischen Landschaften Österreichs geschildert werden. Dem rein volkskundlichen Gebiete gehören die Abschnitte „Der Zaun in Sprichwort und Rätsel“, „Der Zaun im Aberglauben“ und „Zaunsagen“ an, die soviel des Interessanten erzählen, daß es schwer fällt, nicht auf Einzelheiten näher einzugehen.

Aus dem reichen Inhalt konnte im Vorstehenden nur das Wichtigste

in Umrissen hervorgehoben werden; wer aber Interesse an dem Leben der Volksseele besitzt, für den wird das Werk eine nie versiegende Quelle der Belehrung und Anregung bilden.

Nicht unerwähnt kann bleiben, daß das Buch in Bezug auf Bilderschmuck, Druck und Papier von der Verlagsbuchhandlung glänzend ausgestattet wurde.

K. Adrian.

Blattl Lieder. Nach Wort und Weise verfaßt von dem Tiroler Bauerndichter Christian Blattl, geb. 1805, gest. 1865. Mit einem Anhang: Blattls Lieblingslieder fremden Ursprungs, jedoch von der Familie Blattl liebevoll gepflegt und in des Vaters Art gesungen. Bearbeitet von Dr. Josef P o m m e r. (Das gesamte Reinerträgniß fällt der Tochter des Dichters, „dem blinden Lisei“, zu. 1910. Im Verlage von Georg Blattl, Brauereibesitzer in Saalfelden.)

Damit deutet der etwas langgeratene Titel größtenteils auch den Inhalt des Buches an. Der für das Volkslied begeisterte Pfarrer Mart. Hölzl in St. Martin i. Lammerthal lenkte zuerst die Aufmerksamkeit Dr. Pommers auf die Lieder Blattls und das sehr aner kennenswerte Verdienst des letzteren ist es, daß er durch seine rastlose Bemühung und Bearbeitung die Herausgabe derselben ermöglichte. Wie das geschah, wird uns in der Einleitung zu dieser Sammlung erzählt; dabei erfahren wir überdies ganz interessante Einzelheiten aus dem Leben des Dichters.

Christian Blattl war Bauer am Wilhelmstattergut bei St. Johann in Tirol. Im Kreise seiner zahlreichen Familie fand das Lied die eifrigste Pflege, besonders waren es die Lieder des Vaters, die am liebsten gesungen wurden. Blattl war ein Naturdichter von ungewöhnlicher Begabung, der Wort und Weise selbst erfann. Draußen im Walde z. B. beim Taghacken oder auf lustiger Höhe der Alpe entstanden seine Lieder, die er, der Eingebung folgend, unmittelbar zu Papier brachte. Alles, was das Herz des Älplers bewegt, wurde bei ihm zum Liede. In den Weihnachts- und Hirtenliedern äußert sich sein schlichtfrommer Sinn, in den Tiroler Schützenliedern kommt die Liebe zur Heimat und zum Herrscherhause zum Ausdruck, das Leben auf der Alm, wie jenes der Jäger und Wildschützen, das Treiben und Schaffen einzelner Berufe werden zum Gegenstand seiner dichterischen Gestaltungskraft. Doch auch das Prangen der Natur, wie die Gefühle der Liebe, die im Leben der ländlichen Jugend keine geringe Rolle spielen, regen ihn zum dichterischen Empfinden an. Es steckt in seinen Dichtungen ein ansehnliches Stück Volkskunde, das nur geschürft sein will, um erfreuliche Ergebnisse zu zeigen.

Merkwürdig ist es, wie diese Lieder hinauszogen in die Ferne und

sich in den weitesten Kreisen des Volkes einbürgerten, „aus Tirol von der salzburgischen Grenze bis nach Böhmen und ins sächsische Erzgebirge“. Wohl keiner der Sänger hatte eine Ahnung, wer der Mann sei, der Text und Weise des Liedes geschaffen, selbst Süß kaum, der eine größere Anzahl Blattl Lieder in seine Sammlung „Salzburger Volkslieder“ aufgenommen hatte. Blättert man das Werkchen durch, so erinnert man sich unwillkürlich ein oder das andere der darin enthaltenen Lieder im fröhlichen Kreise ländlicher Becher gehört zu haben, damals freilich in der Annahme, es sei ein Volkslied unbekannter Herkunft. Die treue Bewahrerin der Blattl'schen Lieder ist seine Tochter das „blinde Lisei“, die bei ihrem Bruder in Saalfelden lebt. Sie ermöglichte es, daß Dr. Pommer 73 Gesänge verzeichnen konnte, wobei, wie er sagt, „möglichste Treue in Wort und Weise gewahrt wurde“.

Für unser Heimatland ist diese Sammlung von besonderem Werte, da ja viele der Lieder schon in unser Volk übergegangen sind. Möge sie daher allerrorts Verbreitung finden und den schönen Zweck, der in ihrer Herausgabe liegt, nach jeder Richtung hin erfüllen. K. Adrian.

Pommer J., Lustige deutsche Volkslieder älterer und neuerer Zeit. („Flugschriften und Liederhefte“, herausgegeben vom Deutschen Volkslied-Verein in Wien. Heft 14.)

Dieses Heft reiht sich den früheren, trefflichen Publikationen würdig an. Es enthält 24 lebensfrohe Volkslieder, die nach Herder „geselligen Trost und den unschuldigen Scherz, den fröhlichen Spott und die helle Lache des Volkes“ in sich vereinen. Die Lieder, aus allen Teilen Deutschlands stammend, gehören ihrer Entstehung nach, soweit sich die letztere nachweisen läßt, der Mitte des 16. bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts an. Besonders stark ist das Tanzliedchen in allen Abänderungen vertreten. Auch ein Salzburger Lied „Das schöne Almlieben“, aus der Gegend von Faistenau und aus Zinkenbach am Abensee, fand Aufnahme. Der Verfasser bemerkt dazu: „Vorgesungen im Sommer 1908 vom Voglhuber, Zimmermann und Grundbesitzer in Zinkenbach, der das Lied von seinem ersten Weibe, einer gebürtigen Faistenauerin, gelernt hat“.

K. Adrian.

Nißle Theodor, Heimatsbriefe. (Beilage zum Laufener Wochenblatt 1909.) Den Inhalt dieser Briefe bilden Beiträge zur Geschichte des Laufener Handwerks u. zw. der Bäcker, Müller, Bräuer und Wirte. Sie enthalten auf Grund archivalischer Studien und volkstümlicher Tradition eine Fülle von sehr wertvollen, kulturhistorischen Daten, in anziehendster Form. Röstlich ist z. B. das Bäckerschupfen nach einer

Urkunde aus dem Jahre 1520 geschildert. Die Betroffenen waren darüber freilich weniger erbaut, denn sie flehen „durch Gott und sand Rueprechts-willen, der Fürst wolle sich so gnediglich erweisen — daß unser Oberkait zu Lauffen mit der unpillichen Straff und schupfen still halten und nichts mit uns handl“.

Der Verfasser, begeistert von der Liebe zu seiner engeren Heimat, beabsichtigte mit seinen Darstellungen nichts anderes, als die Gefühle der Heimatsliebe auch in den Herzen seiner Mitbürger zu wecken, gewiß ein lobenswertes Beginnen, doch wird ihm auch jeder Heimatforscher dankbar sein, da ihm durch diese Schrift mannigfaltige, willkommene Anregung geboten wird. Wir wissen, daß der Verfasser die Fortsetzung der Heimatbriefe bringen wird und verbinden damit den Wunsch, derselbe möge sich entschließen, sie später als ein Ganzes herauszugeben, um sie einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

K. Adrian.

Seidl Otto, Der Schwan von der Salzach. Nachahmung und Motivenmischung bei dem Pleier. Dortmund, Fr. W., Ruhfus 1909. 74 Seiten.

Dieser gelehrten Dissertation sei hier nicht wegen des philologischen Interesses, sondern nur deswegen gedacht, weil der Verfasser an Billners Abhandlung in diesen Mitteilungen 1893 anknüpfend, den Pleier, den Verfasser von drei recht mittelmäßigen Ritterepen der Verfallszeit des 13. Jahrhunderts als einen Dienstmann der Grafen von Plain ansieht. So ehrenvoll es für Salzburg wäre, den, wenn auch nicht großen, so doch ganz ehrenwerten Dichter der Epen Meleranz, Garel von dem blühenden Tal und Tandareis als seinen Landsmann ansehen zu dürfen, so sprechen doch manche Gründe dagegen. Dafür kann nur das mehrfache Vorkommen des Namens Pleyer seit dem 14. Jahrh. angeführt werden, während er im Burggrafenamte in Tirol schon im 13. in der Form Player erscheint. Zu dem scheint mir die Ableitung von Plain sprachlich kaum erklärbar, da ein Angehöriger, etwa ein Dienstmann des alten Grafen dieses Namens, wohl als Plainer aber nicht als Plaiier erscheinen könnte. Übrigens waren jene schon 1260 gänzlich ausgestorben, während die genannten Epen erst der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören.

H. Widmann.

Plon Heinrich, Zur Anthropologie des oberen Salzachgebietes. (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXXVIII [der dritten Folge Bd. VIII], 1908, S. 323—347.)

Über die Wichtigkeit anthropologischer Untersuchungen, die sich in Österreich mit seinem vielgestaltigen Volkstume schon seit längerer Zeit

einer sorgfamen Pflege erfreuen, braucht kein Wort gesprochen zu werden. Nicht minder ist klar, daß eine genaue Kenntnis der somatischen Eigentümlichkeiten ganzer Nationen nur auf Grundlage von sorgfältigen Einzel Forschungen zu erreichen ist. Die ebenso mühsame, als unter Beobachtung aller Umstände mit größter Sorgfalt zu machende Arbeit der Messung, Tabellarisierung, Berechnung und Schlußfassung kann nur von jemand vorgenommen werden, der die genaueste Lokal- wie Personalkenntnis eines bestimmten Bezirkes besitzt, aber auch mit der modernen Forschungsmethode, wie sie von bewährten Kräften aufgestellt wurde, vollkommen vertraut ist. Der Verfasser dieser interessanten Studie verfügt über die ange deuteten Kenntnisse und hat sich seine Heimat, das oberste Salzachtal oder den Oberpinzgau von Krimml abwärts bis einschließlich Piesendorf zum Arbeitsgebiete gewählt. Von diesem Landesteile kann mit Recht gesagt werden, was er von abgeschlossenen alpinen Hochtälern als dankbaren Feldern für Spezialuntersuchungen rühmt, daß „sich im Gegensatz zu von wichtigen Verkehrsadern durchschnittenen Tälern, Ebenen oder gar Kreuzungs- und Berührungspunkten von Verkehr und Völkern, wie etwa Wien, doch noch eher ein gewisser Grundstock der ursprünglichen Bevölkerung zu erhalten vermochte“. Das ist eben im Pinzgau der Fall, wo nicht nur die bayrische Einwanderung am Ende der Völkerwanderungszeit wahrscheinlich nur geringe Reste einer vorgermanischen Bevölkerung fand und somit von einer Rassenmischung kaum gesprochen werden kann, sondern auch nur von einem benachbarten Lande, von Tirol und zwar von dem mit Stammesgenossen besetzten Zillertale, Kitzbühelerbezirk und Pustertale eine Einwanderung stattfinden konnte und tatsächlich stattfand. Infolgedessen kann der Verfasser zum Schluß seiner mit Berechnungen und Tabellen reich ausgestatteten Arbeit als deren Resultat einige Sätze aufstellen, aus denen wir nur die geschichtlich wichtigen herausheben: 8. „Die Bewohner des Pinzgaues, — dasselbe gilt wohl im großen und ganzen auch für das ganze Gebiet zwischen Inn und Tauern, das Ziller- und Pustertal samt Nebentälern — sind hervorgegangen aus überwiegend bereits stark vermischten bayerischen Einwanderern, die dort und da Reste einer kleineren, dunkleren, rundköpfigen Rasse angetroffen haben dürften. 9. Im Verlaufe der Jahrhunderte sind die ursprünglichen Typen fast völlig in Mischtypen aufgegangen: Statur, Kopf(Schädel)bau, Gesichtstypus, zum Teil die Komplexion erinnern heute noch mehr an das nordische als das dunkle, rundköpfige Element“.

Um den Wert der Forschungen Dr. Ploß zu kennzeichnen, genügt es die Worte eines Führers auf dem anthropologischen Gebiete, Hofrat Professor Dr. Toldt in Wien anzuführen. Anschließend an den Vortrag

Plösz in der anthropologischen Gesellschaft, wie er hier ergänzt vorliegt, sprach er von den schönen Ergebnissen, deren Ergänzung und Vervollständigung er lebhaft begrüßen werde, da gerade von solchen Untersuchungen eines engeren Bezirkes ein wesentliches Fortschreiten unserer Kenntnisse zu erwarten sei. — Da der Verfasser jetzt in seinem Vaterlande eine Stelle als Professor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt gefunden hat, dürfen wir auf Einlösung des Versprechens einer Fortsetzung seiner Forschungen sicher nicht allzulange warten.

H. Widmann.

Jäger Vital, Eine Perle der Alpenländer. Mit 40 Landschaftsbildern, 13 Profilen und Karten. Regensburg 1910, 264 Seiten. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek 55/5 h Bändchen).

Geologie und Geographie sind ein Paar strenge Schwestern, die sich nur dem unverdrossenen Forscher entschleiern. Wer sie aber einmal schleierlos geschaut, dem werden sie nicht zum Fluche, wie dem verwegenen Schüler von Saïs, sondern zum Segen. Sie führen ihn in die geheimste Werkstatt der Natur und zeigen ihm das Entstehen und Vergehen, die Bildung und Wandlung der Erdkruste. Was scheinbar tot und starr als Berg und Fels dasteht, wird dann lebendig und gesprächig und erzählt seine Geschichte. Wer diese in lebendiger, fesselnder Weise wiederzugeben versteht, kann des Beifalls sicher sein. Und das versteht der Verfasser dieses hübschen Buches, der uns schon einmal „Auf dem Flugrade durch Nordtirol“ (diese Sammlung Bd. 52) mit der Geologie des Gebietes zu beiden Seiten des Inn die Bekanntschaft vermittelt hat. In Hochfilzen, an der tirolisch-salzburgischen Grenze machte er Halt. Heute führt er uns weiter durch unser Salzburger Land, und deutet uns all die Bodenformationen, die uns hier in reicher Abwechslung entgegentreten. Wir sehen förmlich die mächtigen Massen der salzburgischen Kalkalpen vor uns erstehen; wir erfahren warum die einen kühne Spizen, die andern weite Flächen bilden; wir sehen in all die tiefen Täler und Schluchten hinein und lernen die geheimnisvolle Tätigkeit des Wassers kennen. So gelangen wir zum Zellersee, in dem sich neben den Hörnern der Steinberge die glänzenden Gletscher der Tauern spiegeln. Wir erfahren, wie der See entstanden ist, wir vernehmen auch, daß er durch Schuttkegel im Laufe nicht allzulanger Zeit in zwei Seen geteilt werden muß, wie ja ein solcher Kegel ihn einst von der Saalach abgedämmt und der Pinzgauer Salzach tributpflichtig gemacht hat. Einen raschen Blick werfen wir auf die Schieferzone am Fuße der hohen Tauern, dann dringen wir in diese selbst ein. Einem Besuche von Krimml mit seinem großartigen Wasserfalle folgt, nach einem Abstecher in die Ritzlochklamm, die Fahrt ins

Thermenreiche Gastein, worauf die Reise durch das Salzachtal fortgesetzt wird. Von Schwarzach an führt sie uns durch die Silurzone, in der die reichen Kupfererze von Mitterberg lagern. Über das vorgeschichtliche Bergwerk leitet der Weg auf den Hochkönig, von dem absteigend wir bei Werfen an das „Alpentor“ des Passes Lueg gelangen, das eine lange geologische Geschichte hinter sich hat, wie es ja auch in der Staaten- geschichte eine nicht unwichtige Rolle spielte. Aus dem Passe heraus- getreten, müssen wir dem kundigen Führer auf einen Abstecher ins Lam- mertal folgen, ehe wir die Stöcke des Tennengebirges, des Hagengebirges und des Göll besuchen. Ein Aufstieg auf den Dürrenberg bei Hallein macht uns mit der Entstehung der Salzlager bekannt, die Fahrt bis in die Hauptstadt mit der der weiten Moore. Doch dürfen wir uns hier noch nicht der Ruhe hingeben. Auch das voralpine Hügelland besitzt Reiz genug, um es auch wissenschaftlich zu durchforschen, und an den Ufern der lieb- lichen Mattseen dürfen wir nicht bloß bummeln, sondern haben auch die Pflicht, den alten Moränen und den marinen Fundstücken unser Auge zuzuwenden. Erst an der Grenze des Landes angelangt, kehren wir wieder in die „Königin des Alpenlandes“, das türmereiche Salzburg, zurück, um uns von der Richterhöhe aus nochmals im Geiste all das Gesehene zu vergegenwärtigen. Unsere Erkenntnis wäre aber einseitig, wenn wir immer am Salzburger Boden haften blieben; „frisch gewagt und frisch hinaus!“ ist Jägers Devise und so zieht er Parallelen zu den auf der Fahrt durch das Land gesehene und erklärten geologischen und geognostischen Prob- lemen aus dem weitesten Umkreise herbei; die Niagarafälle, wie die Sahara, der Himalaia, wie die Tundren, die üppigen Gefilde Italiens, wie die norddeutsche Tiefebene bieten den reichen Stoff zu Vergleichen, um uns das Bild der geologischen Gestaltung unseres engeren Water- landes klar zu machen. So darf das Buch nicht bloß als nützliche Jugend- lektüre, sondern muß als ein wichtiges Hilfsmittel für jeden Gebildeten erklärt werden, der ohne eigene Fachstudien sich auf anziehende Weise mit den geologischen Verhältnissen seines salzburgischen Heimatlandes vertraut machen will. Deshalb verdient der Verfasser auch den Dank des ganzen Landes für sein schönes und nützliches Werk. H. Widmann.

Pollak Otto, Der Föhn in Salzburg. Programm des k. k. Staats-Gymnasium 1910. (16 S. mit einer europäischen Wetterkarte vom 23. Februar 1910.)

Diese Abhandlung darf als eine hübsche Frucht der modernen Pflege der geographischen Wissenschaft an den österreichischen Universitäten be- zeichnet werden. Wenn auch der Föhn in Salzburg nicht die Bedeutung

hat wie im Inntale, so ist doch sein Einfluß auf die Temperatur der Gegend nicht gering. Vor allem ist merkwürdig, daß der Föhn in Salzburg im allgemeinen nicht durch Herabsturz der Luft von den Zentralalpen entsteht, sondern die Föhnluft die Höhen der Kalkalpen überschreitet und erst am Nordrande dieser ins Tal fällt. Nur selten finden sich Föhntage am Südfuße der Kalkalpen und das nur dann, wenn die im Längstale der Salzach liegende kalte schwere Luft durch ein Barometer-Minimum aufgesaugt wird. Aus der Häufigkeit der Föhntage, die in der wärmeren Hälfte des meteorologischen Jahres Mai=Oktober 23,9, in der kälteren — November=April 14,4 beträgt, ergibt sich der temperaturerhöhende Einfluß des Föhns. Dadurch werden in der Stadt Salzburg die Monatsmittel von 0,8 bis 0,1°, die Jahrtemperatur um 0,4° erhöht, was einer Verminderung der Seehöhe um 80 m oder einer Verschiebung der Lage der Stadt nach Süden um 0,55° bedeutet. Auch die relative Feuchtigkeit von 75,5% im Jahresmittel wird durch den Föhn um 1,5% erniedrigt. Er trägt auch dazu bei, daß die Stadt unter Nebelbildungen verhältnismäßig wenig zu leiden hat. Da die Südströmung der Luft beim Überschreiten der Tauernkette schon viel Feuchtigkeit abgibt, so ist die in Innsbruck bekannte Erscheinung der Föhnmauer hier nicht zu sehen. Nur ganz lokal bildet sich manchmal eine über dem Ofenauerberg am Eingange des Passes Lueg, wo der von Abend bis Vormittag flussabwärts wehende Talwind beim Überschreiten des genannten Berges einen kleinen Föhn erzeugt, der sich in Golling als Temperaturerhöhung kenntlich macht. Noch sei bemerkt, daß wir den Föhntagen die schönsten Fernsichten, z. B. auf dem Gaisberge vom Böhmerwald bis zu den Gipfeln der Tauern verdanken.

Bei der Wichtigkeit, die das Studium der meteorologischen Erscheinungen besitzt, ist dieser Beitrag zu einer Meteorologie des Landes sehr willkommen. Ein Entwurf zu einer solchen ist bereits vor Jahren gemacht worden. Eine auf ziemlich lange und sichere Beobachtungsreihe gestützte Arbeit dieser Art von Professor Eberhard Fugger dürfte in nächster Zeit erscheinen und wird nicht verfehlen, über alle einschlägigen Verhältnisse reiche und sichere Aufschlüsse zu geben. H. Widmann.

Hoffer Max, Unterirdisch entwässerte Gebiete in den nördlichen Kalkalpen. (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien Bd. 52, 1909. S. 223—240.)

Schon im 49. Bd. (1906) veröffentlichte der Verfasser den ersten Teil dieser Untersuchung, die sich über das Gebiet der Gosauseen erstreckte. Nun folgt die Darstellung westlich davon gelegener Gebiete, wie des

Kaisergebirges und der salzburgischen Kalkplateaus. Er erörtert eingehend deren unterirdische Abflüsse, die sich am Fuße der Berge als mächtige Bäche ansammeln, von denen uns der Gollinger Wasserfall und der Fürstenbrunn am bekanntesten sind. Mehrmals stützt er sich dabei auf die einschlägigen Arbeiten Eberhard Juggers. Nach einer recht klaren Darlegung der Verhältnisse kommt er zu dem Resultate, daß die Theorie von der Existenz eines Grundwasserspiegels im Karste und in karstähnlichen Bergen zugunsten der Theorie von den Karstgerinnen, eine Ansicht die auch Jagger ausgesprochen hat, aufzugeben sei. Ein noch tieferes Eindringen in das Thema verhindert leider der Mangel an exakten Messungen der Abflussmengen, was für einen einzelnen nicht durchführbar ist; einzig der Fürstenbrunn wurde bisher behufs der Gewinnung von Trinkwasser für die Stadt Salzburg genau gemessen. Erst sobald mehrere derartige Messungen vorliegen, werden sich neue Ergebnisse bemerkenswerter Art gewinnen lassen.

H. Widmann.

Dr. F. Vierhapper, Pflanzenschutz im Lungau. Sonderabdruck aus der „Tauern-Post“, Lamsweg 1910. Gr. 8°, 24 S.

Der Verfasser, Privatdozent an der Universität Wien, empfiehlt in einem sehr lesenswerten Aufsatz den Schutz gewisser Pflanzen, welche für Lungau charakteristisch, und dort zum Teil auch schon sehr selten sind. So wünscht er die unveränderte Erhaltung gewisser Waldbestände, insbesondere solcher, in denen noch die Tanne, welche bereits im Aussterben begriffen ist, vorkommt; und die Schonung bestimmter Hochmoore, in denen die Zwergbirke (*Betula nana*) heimisch ist. An Einzelpflanzen werden dem allgemeinen Schutze empfohlen: die Schwarzerle, Stieleiche, der einsame Weißdorn (*Crataegus monogyna*), der wollige Schneeball, Alpen-Mehlbeerbaum, der Sadebaum (*Juniperus Sabina*) und die Felsenbirne (*Amelanchier ovalis*) und zwar alle diese als Relikte der Eiszeit; ferner an krautigen Pflanzen: der punktierte Enzian, echte Speiß, Alpen-Rittersporn, das Heilglöckchen (*Cortusa Matthioli*), der Himmelsherold (*Eritrichium nanum*), Türkenbund, die Feuerlilie, Prachtnelke (*Dianthus superbus*), das Maiglöckchen, Kohlröschen, die Frühlingskückenschelle, das Edelweiß, die Edelraute u. a. Diese Pflanzen „nützen zu gar nichts und schaden auch nicht“, ihnen sind daher nur die Pflanzenhändler und die Botaniker schädlich, welche oft in mehr als unbefeidener Weise dieselben „rauben“.

Das in Aussicht gestellte Gesetz betreffend die Erhaltung der Naturdenkmale sollte auch diese Wünsche berücksichtigen.

E. F.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1910

Band/Volume: [50](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zur salzburgischen Literatur. 13-42](#)